



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

Dreißundvierzigster Jahrgang.

1849.

November.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Dekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Auf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“ kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

Nr. 276.

Sonnabend den 17. November 1849.

Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Helle nicht wegnehmen.

Schiller.

Gottfried August Bürger.

I.

„Zu Göttingen, mein liebster Herr Voie, soll ein ganz vortrefflicher Kopf sich aufhalten, Namens Bürger; er soll in Aschersleben gebürtig und folglich eine Meile von mir zu Hause seyn. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen, und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich mich augenblicklich nach ihm erkundige?“ — So schrieb am 15. Januar 1771 Vater Gleim von Halberstadt nach Göttingen. Göttinger Studenten hatten in den Weihnachtsferien dem als Mäcen berühmten Canonikus ohne Zweifel zuerst den Namen des jungen Talents genannt, und wie diese Anfrage an Voie, welche, sehr charakteristisch, von Halberstadt ausging, Bürgers Briefwechsel eröffnet, so ist sie auch das erste Zeugniß, das uns von dem Hinauswachsen seines Ruhmes über die akademischen Kreise noch übrig ist. Aber obgleich Gleim damals von Bürger noch sehr wenig wußte und auch über den Geburtsort seines Landsmannes nur ungenau unterrichtet war, so war doch — abermals, wie bezeichnend! — schon mit der ersten Kunde von dem „jungen Unbekannten“ die Nachricht mit nach Halberstadt gedrungen, daß seine Sitten nicht die besten seyen. Schade, hatte der Erste gesagt, der in Gleims Hüttchen Bürgers Namen genannt, schade, daß er sich dem Trunk zu sehr ergeben hat! Und der Herr Canonikus bittet seinen Göttinger Freund, mit dem Genie Bekanntschaft zu machen und es in bessere Gesellschaft einzuführen. Voie hatte indessen Bürger bereits vor-

her kennen gelernt. „Er hat — schreibt er — in Halle Theologie studirt, unter Meuseln einmal disputirt und, mehr durch Genie als durch Fleiß, so viel gelernt, daß er sicher sein Glück gemacht haben würde, wenn nicht sein freies, lustiges Leben die Herren Theologen verhindert hätte ihm gute Zeugnisse zu geben. Er wird übrigens als ein reuiger Sünder geschildert, der sich jetzt mit Eifer auf die Rechte geworfen hat.“

Bald darauf fing Gleim an, Bürger zu unterstützen, und zwischen Beiden bestand fortwährend das freundschaftlichste Verhältniß. Wer Gelegenheit gehabt hat die Gemäldegalerie zu durchwandern, in welcher Gleim die Porträts der berühmtesten Männer fast des gesammten achtzehnten Jahrhunderts vereinigte, hat gewiß daselbst ein Bild bemerkt, das auf jeden Beschauer einen tieftraurigen Eindruck macht, und das unter den vielen frischen energischen Gesichtern, worunter sich auch das Bild des mit dem Halberstädter Canonikus befreundeten Zietzen befindet, in der That aussteht wie ein welkes Blatt unter grünen. Das ist der Dichter, dessen freies, lustiges Leben einst die Hallischen Herrn Theologen verhindert hatte ihm ein Zeugniß zu geben, welches ihm den Weg in das beschagliche Pfarramt hätte bahnen können. Wenn das Bildniß vor Bürgers Werken nicht viel mehr zeigt als Gutmüthigkeit, eine gewisse Beschränktheit und allensfalls ziemlich viel Sinnlichkeit, so deutet dagegen das Porträt in der Gleim'schen Sammlung fast allzu deutlich auf ein Leben hin, das die Moral für ein verlorenes erklärt. In einem Briefe, worin Elise v. d. Recke Bürger von ihrem Aufenthalte bei Gleim erzählte, schrieb sie ihm: „Oft, wenn wir Ihr Bild sahen, mischte stille Schwermuth sich in unsere

Empfindungen.“ Zartfühlend genug setzt die fromme Frau hinzu: „Eins sagte zum Andern: der gute Mann da gibt seinen Freunden kein Zeichen des Lebens von sich;“ allein der Grund jener Schwermuth wird durch diese artige Wendung nur schlecht verdeckt. Wenn der Beschauer dieses Bildes es überhaupt vermag, vor demselben mehr an den Dichter als an den Menschen Bürger zu denken, so fallen ihm immer doch gewiß zuerst vor demselben die Trauerworte des Sängers ein:

Meiner Palmen Keime starben,
Eines bessern Lenzes werth.

Diese Worte indeffen dürfen wir nicht im Sinne der Schiller'schen Kritik von Bürger's Gedichten verstehen. Zwar wenn A. W. v. Schlegel diese Kritik schon deshalb verwarf, weil so bestimmt darin ausgesprochen wurde, was man am Dichter Bürger vermisste, gehe dem Menschen ab, so müßte uns, denen das Leben des Abgeschiedenen, in den bedenklichsten Punkten von ihm selbst der Oeffentlichkeit überliefert, seit einer Reihe von Jahren offen vorliegt, nun doch wohl freistehen, umgekehrt zu sagen: was hier dem Menschen abgeht, eben das vermissen wir auch am Dichter. Aber wenn wir nun das Schiller'sche Urtheil zu dem unsern machen, so sind wir weit entfernt, uns ebenfalls dem unglücklichen Dichter gegenüber auf den Standpunkt der Moral zu stellen. Schiller irrte gewiß, wenn er die Fehler, welche er in Bürger's Poesie fand, für die nothwendigen Folgen eines Lebens hielt, das er deutlich genug als ein unsittliches bezeichnete. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, weshalb nicht auch Bürger sein Leben und seine Verhältnisse, wie jeder andere Dichter, in der Poesie hätte idealisiren können, wenn nicht eben dem Dichter Bürger die Kunst des Idealisirens gefehlt hätte. Wenn wir daher sagen: was Bürger als Menschen abgeht, vermissen wir auch am Dichter, so wollen wir damit nicht einen Moralgrundsatz für die Poesie aufstellen, sondern wir meinen damit nur das charakteristische Merkmal der Bürger'schen Poesie zu bezeichnen. Und hier handelt es sich nun, was Schiller übersehen, sogleich darum, den Dichter nur nach seinem eigenen Maßstabe zu beurtheilen. So hat denn auch Bürger bei den oben von ihm angeführten Worten gewiß nur an eine größere Vollendung innerhalb der ihm von der Natur gesteckten Grenzen denken können, und daß er sich selbst, wie Schiller meint, über seine allerdings beschränkte Sphäre irgendwie hätte erheben sollen oder können, glauben wir nicht.

Die Poesie soll die Einheit der geistigen und sinnlichen Welt darstellen. Dieß geschieht zunächst insofern, als die Produktion uns die Seele des Dichters in der schönen Form bietet. Je mehr nun aber

der Dichter auch in der umgebenden Welt diese Einheit wieder findet, um so höher steht er. Die erwünschte Gelegenheit hiezu bietet ihm die Liebe, welche ihm die Harmonie von Geist und Leiblichkeit unmittelbar gegenüberstellt. Begreift der Erotiker diese Harmonie, wie Goethe selbst in seinen römischen Elegien gethan hat, versteht er nur im Liebeleben die schöne Wechselwirkung zwischen Seele und Leiblichkeit ausreichend zu erhalten, so ist für sein Kunstwerk unter allen Umständen gar kein anderer Maßstab zulässig, als der ästhetische. Die Moral tritt daher erst ein, wenn diese Harmonie gestört und das Gesetz der Schönheit verletzt ist. Wenn Goethe des Hexameters Maß auf dem Nacken einer Römerin fingert, so entspricht das Seelenvolle dieser Situation der starken Sinnlichkeit der Scene vollkommen. Von Bürger's gefeierter Mollu haben wir nur ein sehr unvollkommenes Charakterbild vor Augen, und wir fragen uns, ob hier vielleicht die abstrakte Sinnlichkeit des Dichters ein weibliches Wesen um diejenige Unsterblichkeit betrogen hat, welche Goethe seiner Friederike und andern schönen Frauencharakteren so reichlich hat zu Theil werden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o 277.

Montag den 19. November 1849.

Bunch ist der gottloseste Komiker, und so complet ohne Gewissen wie das Holz, aus dem er gemacht ist, und ein wenig auch die Klasse der Nation, welche er repräsentirt. — Er ist der vollendetste Egoist, den die Erde trägt, et ne doute jamais de rien. Mit dieser unbeschränkten Fußigkeit und Laune besiegt er auch Alles, lacht der Geseze, der Menschen, und selbst des Teufels, und zeigt in diesem Bilde zum Theil, was der Engländer ist, zum Theil, was er seyn möchte.

Fürst Bädler-Muslau.

Gottfried August Bürger.

(Vortagung.)

Ist jene schöne Harmonie nun einmal gestört, so ist es bei dem Vorwiegen der Sinnlichkeit allerdings nicht unwichtig, welche Stellung der Lyriker zur moralischen Weltordnung einnimmt. Er wird sie entweder aufzulösen suchen oder anerkennen. Den ersten Weg schlägt Haß ein, namentlich wie er jetzt durch Daumers seltenes Talent in Bruchstücken vorliegt. Wir staunen über die Lieblichkeit jener auf einer pantheistischen Weltanschauung beruhenden Poesie, welche den Augenblick, wo die Hand in süßem gelinden Zuge durch die schönen Locken eines geliebten Wesens hindurch pilgert, der Unsterblichkeit gleichsetzt. Allein wenn einmal die Einheit zwischen Leib und Seele nicht unmittelbar poetisch angeschaut wird, sondern auf philosophischen Vorstellungen beruht, so werden wir in diesem Falle doch keine vollkommene Poesie, sondern nur Symbolik erhalten. So sehen wir denn auch hier die Sinnlichkeit nur als ein Allgemeines, eine Abstraktion, hinter der selbst bei Haß der Charakter der Liebenden, dessen Hinstellung die Aufgabe des wahrhaft großen Erotikers ist, in der Regel verschwindet. Hier tritt denn auch sogleich die leidige Nothwendigkeit ein, die Sinnlichkeit gegen die Tugend in Schutz zu nehmen. Ueberall aber werden wir uns auf diesem Standpunkte mit der didaktischen Poesie begnügen müssen, welche hier freilich, wie sie die Sinnlichkeit begünstigt, die seltensten Reize entfalten kann. Selbst unser Wieland, der in seiner frivolen und versteckten Weise, vielleicht unbewußt, ebenfalls an der Auflösung der moralischen Ordnung arbeitet, macht daher vielfach den Eindruck eines Didaktikers. Ganz anders Bürger, der, von seinen ersten frivolen Gedichten abgesehen, in denen er offenbar seinen eigenen Genius noch nicht gefunden hatte, aus Herzensgrunde die moralische Ordnung anerkennt. Wie denn jede nicht bloß theoretische Sinnlichkeit die Heiligen so gern an ihrem Wege duldet, so hat er stets seinen Gott vor Augen und im Herzen, wenn er auch auf der breiten Straße der Sinnlichkeit fortwandelt. „Ich bin ein armer sinnlicher Mensch,“ schreibt er an die fromme Elise v. d. Recke, „und völlig wie ein kleines Kind, welches seinen heiligen Christ nicht gern aus den Händen läßt und sogar mit in's Bett nimmt.“

Ja, mein armer Landsmann Gottfried August Bürger war in der That ein sehr sinnlicher Mensch, und weil in seiner Poesie dieselbe dunkle, verzehrende Flamme lodert, wie in seinem Leben, so konnte er auch (was Schlegel als Thatsache erwähnt, ohne nach der tiefer liegenden Ursache zu fragen), abermals gerade umgekehrt wie Goethe, für den jede Produktion

das Art der Selbstbefruchtung war, nicht einmal Trost in der Poesie finden. Die Schwüle brünstiger Genusssucht, nicht die Heltetheit „lieblicher Sinne,“ schwebt selbst über seinen schönsten Liebesliedern. Zu so viel Sinnlichkeit gesellt sich nun aber doch sogleich die einfachste Moral von der Welt, wie sie z. B. im „wohlgefinnten Liebhaber“ sich ausdrückt. Man kann überhaupt sagen, gerade die Moral des gesunden Menschenverstandes war sein einziges Ideal. Hoffentlich wird dies nicht für einen Frevel an dem Genius des Dichters gehalten, bei dem Schiller eben die Idealität vermisst, und bei dem Schlegel in Bezug auf die Ausübung der Kunst keine andere leitenden Begriffe gefunden zu haben gesteht, als den sehr untergeordneten der Correkttheit, und den der Popularität, den er selbst in seinen Vorreden nicht deutlich machen konnte.

Wenn das, was wir so eben über die Moral sagten, welche die Bürger'sche Muse als ein Jenseits über der Sinnlichkeit bestehen läßt, nach der ästhetischen Seite hin unstreitig eine Beschränktheit einschließt, so hängt diese Beschränktheit vielleicht eben mit jener Popularität des Dichters zusammen, durch die er einzig in unserer neueren Literatur dasteht, und von der es nun doch einmal nicht mehr geläugnet werden kann, daß ihm die Palme derselben kaum zugesprochen werden dürfte, wenn man sie mit ihm selbst nur als das Siegel der Vollkommenheit an einem ohnehin schon allen Gesetzen der Schönheit entsprechenden Gedichte betrachtet. Und warum nicht annehmen, daß sich die Wunderblume der Popularität durch ihre Wurzeln auf besondere Weise mit dem Volksbewußtseyn in Verbindung setzen kann? So unvermittelt aus der höchsten Vollendung des freistehenden Dichtergenius, wie Schiller in edler Begeisterung es ausmalt, kann sie unmöglich hervorgehen. Bürger's Poesie wurde ohne Zweifel nur da-

durch möglich, daß der lebendige Baustock des deutschen Volksliedes, welcher im sechsfährigen Kreise noch einige der schönsten Mäthen ansetzte, seine Zweige und Äste bis in die Zeit des Dichters hineintrieb. Allerdings mag, worauf schon Schlegel aufmerksam machte, Bürger weniger Volkslieder gesammelt haben als wir jetzt, und er selbst wünscht irgendwo eine Sammlung, wie wir sie später im Wunderhorn erhielten, sehnlich herbei. Aber wichtiger als eine mehr oder weniger vollständige Sammlung war es jedenfalls für ihn, daß sein Jahrhundert noch einen Rest derselben Kraft, welche die Volkslieder geschaffen, an ihn vererben und ihn während seines Junggesellenlebens zu Alten-Steichen die alten Kelme, welche ihn zur Leonore begeisterten, aus dem Munde der Magd Christine konnte vernahmen lassen.

Hier ist nun auch wohl der Ort, um etwas über gewisse Mittel zu sagen, durch welche Bürger sich künstlich dem Volksstrome zu nähern suchte. Dahin gehören namentlich die berücktigten Interjektionen und Onomatopöien, durch welche er sogar ein gewisses Unausprechliches und Unnachahmliches im Tone der alten Volkslieder ersetzen zu wollen scheint. Selbst Schlegel, der freilich mit den späteren Correkturen noch weniger zufrieden ist, scheint dieselben ohne Unterschied zu verwerfen. Aber wir meinen, in den rein lyrischen Gedichten, wo sie eine gewisse nun einmal vorhandene läppische Sinnlichkeit sehr gut ausdrücken, und in den leichteren erzählenden Gedichten, wo sie nur noch eine musikalische — nicht aber in den größeren epischen, wo sie mehr eine malerische Bedeutung haben, kann man sie wohl gelten lassen. Wie klingt z. B. der letzte Vers des Gedichtes „der Ritter und sein Liebchen,“ so einschmelzend!

(Fortsetzung folgt.)

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o. 278.

Dienstag den 20. November 1849.

— As in the sweetest bud
The eating canker dwells, so eating love
Inhabits in the finest wits.

Shakespeare.

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

Es wäre nun aber doch schlimm, wenn man die stark überwiegende Sinnlichkeit unseres Volksdichters nicht wenigstens eine gesunde nennen könnte. Zum Glück ist hieran so wenig ein Zweifel, daß Schlegel bei einigen Bürger'schen Gedichten selbst von einer „markigen Lüsternheit“ sprechen kann. Auch sind wir sehr geneigt, die an Bürger zugestandene Einseitigkeit als einen vollkommen berechtigten Gegensatz gegen die Abstraktionen zu fassen, welche bei den Dichtern, deren Gruppe er äußerlich sich anschließt, nämlich bei dem Göttinger Dichterbunde und seinen Geistesverwandten, zu Tage kommen. In der Zeit, wo Klopstock mit der platonischen Liebe seiner Oden nicht mehr als die Freundschaft der herrlichen Fanny, dieses wahrhaft griechischen Wesens, gewinnen konnte, und wo Gleim mit seinen Dichtergenossen wohl über seine Gattin scherzte, die ihn kurz nach der Hochzeit verließ; in der Zeit der religiösen Poesie, der poetischen Deutschthümelei und des Briefwechsels sehen wir den schlichten, natürlichen Bürger sich an das Weltliche anschließen, mit einer Leidenschaft, die ihm, da das Geschick seiner Liebe nicht wohl wollte, frühzeitig den Untergang bereitete. Bürger war ein Mensch im vollen Sinne des Wortes. Was seine Liebe abelt, ist kein Ideal; aber wie der Löwe der König der Thiere wird allein durch seine Stärke, wie wir ihm um ihrer willen selbst edlere Seelenkräfte und Tugenden beilegen, so kann die Leidenschaft zuweilen schon allein durch die ihr inwohnende Kraft geabelt werden. Und das ist der Fall bei dem Dichter, welcher singt:

Minnebold lehrt frei verachten
Aller Fährlichkeiten Noth,
Flammen, Wasserfluthen, Schlächten,
Lehrt verschmähen jeden Tod.

Fast ergreifender noch wird derselbe Gedanke in besonderem Bezug auf Molly ausgesprochen. * Das ganze „hohe Lied“ ist ein gewaltiges Schlachtlied der Liebe voll jener Todesverachtung; der Kraft der Leidenschaft gegenüber verwandeln sich hier alle Hindernisse, welche das Leben ihr entgegenstellt, in feindliche Elemente, und durch Flammen und Wasserfluthen hindurch sehen wir den Dichter siegreich zu der Geliebten vordringen. — Und so wird auch Mollys Charakter, wie er etwa vor uns steht, allein durch die Kraft ihrer Liebe bestimmt. Wie viel Härte und selbst Grausamkeit lag neben der hingebendsten Liebe in ihrem Wesen, da die Treue gegen den geliebten Mann mit einem jahrelangen Unrechte gegen die eigene Schwester Hand in Hand ging, das dieser täglich, ja stündlich fühlbar seyn mußte! Diese Schwester mag das gewesen seyn, was wir eine schöne Seele nennen. Molly selbst aber — war eben Bürger's Molly, von der er an einen Freund schrieb: „An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzulieulich, als daß es nicht zu den feinsten Organen der geistigsten Liebe hätte hinaufbringen sollen.“ In den letzten Worten sehen wir ganz deutlich, wie hier die Leidenschaft allein durch ihre Kraft mit den höhern Seelenkräften sich in Verbindung setzt. Wir finden bei unserem Dichter Augenblicke stiller Selbstbeschauung,

* Namentlich am Schlusse des Gedichts „Himmel und Erde“ und im 32. Verse des „Hohen Liedes.“

wo er, im Gefühle der Stärke seiner Leidenschaft, in helterer, gewissermaßen religiöser Stimmung sich ihrer freut. In solchen Augenblicken der Weihe blickt der Dichter auf sein Daseyn und vor Allem auf die Geliebte hin, wie der Landmann an einem schönen Sonntag Morgen sich an dem Anblicke der grünen Saaten erfreut, während in einiger Ferne die Kirchenglocken anklingen. Wie er dann alles Irdische, woran sein Herz hängt, in Bezug auf die Gottheit denken mag, so wird in dieser erhöhten, aber immer noch am Sinnlichsten festhaltenden, unserem Dichter ganz eigenthümlichen religiösen Stimmung, welche namentlich das „Danklied,“ „die Elemente,“ „das Mädel das ich meine“ und „Männerkeuschheit“ in wahrhaft erhebender Weise aussprechen, zum Schöpfer Alles in eine unmittelbare und wahrhaft ergreifende Beziehung gesetzt, von den moralischen Eigenschaften, deren das Selbstgefühl des Dichters sich erfreut, bis zu den blonden Locken, die vom Nacken der Geliebten wehen.

Daß der Dichter die moralische Ordnung überall in volksthümlicher Weise selbst in seinen Gedichten stehen läßt, ist schon oben ausgesprochen. Die Moral kommt indeffen bei ihm auch noch ausdrücklich zu ihrem Rechte. Bürgers politische Poesie beruht ganz ausschließlich auf ihr, und es scheint mir dieß in den Zeiten unklarer Hermannsbegeisterung und phantastischen Römerhasses kein kleines Lob zu seyn. Auf die erhebenden, von reinsten Menschlichkeit, schlichtem Bürgerfinne (das Wortspiel läßt sich nicht vermeiden) und trotziger Manneskraft beseelten epigrammatischen Gedichte, von denen Schlegel nicht viel wissen zu wollen scheint, ist man in neuerer Zeit durch die Margraffsche Sammlung politischer Gedichte aufmerksam gemacht. Außerdem aber gehören manche seiner erzählenden Gedichte zu dem, was man jetzt sociale Poesie zu nennen beliebt. In dem meisterhaften Gedichte, zu dessen schöner Vollendung sich wie eine leichte Arabeskeneinfassung noch eine Reihe allegorischer Gestalten, bis herab zu dem weißen Hirsche gestellt, im „wilden Jäger“ nimmt Bürger die Felder und Heerden gegen die Vermüstungen der Jagd in Schutz.

(Fortsetzung folgt.)

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o. 279.

Mittwoch den 21. November 1849.

Kommt mit! 's ist jeder Biedermann geladen. —
Nehmt mit was kommt, die Zeiten sind jetzt schwer,
Drum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Schiller.

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

Bürger interessirte nichts mehr als das Junkerthum, welches damals zum Theil eben erst von seinen Bergschlössern in die Thäler hinabstieg, um hier sein lustiges Leben fortzusetzen. Wenn es anders, wie wir glauben, erwiesen ist, daß es Bürger war, der den Münchhausen nach dem Englischen bearbeitete, so bleibt ihm doch, ganz abgesehen davon, wie groß oder wie klein sein Antheil an den einzelnen Lügenabenteuern ist, jedenfalls das Verdienst, in der Person des Erzählers uns, wenn auch caricirt, einen Junker seiner Zeit hingestellt zu haben, wie er leibt und lebt. * Es ist ein grober Holzschnitt, der seinen Werth in der Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts behalten wird. Um dieses Junkerthum mit seinen Zöpfen, hohen Stiefeln und sich krümmenden Windhunden leibhaftig vor sich zu sehen, muß man eine der frühern Auflagen von Bürger's Gedichten mit den Chodowiecky'schen Kupfern vor sich haben. — Vor diesem öden Junkerthum warnt der Dichter die Mädchen. Freilich, wie überhaupt die guten Lehren, die er z. B. im Hummelliede ihnen gibt, schon wegen ihrer Lusterheit nicht viel zu bedeuten haben, so auch hier; er kennt die Welt, er weiß daß sie in den Wind geschlagen werden, und verlangt auch nicht mehr. Gern hat der Dichter, besonders in der Liebe, das Junkerthum zum Besten. So fühlt Schlegel wohl nur deshalb sich durch den Schluß vom „Lied von Treue“ nicht befriedigt, weil er die gutmüthige Ironie übersieht, welche in dieser hübschen Erzählung sich hinter einem treuherzigen Wohlwollen versteckt. Der Marschall von Holm, der Nachts aus der Residenz auf das ländliche Schloß galoppirt, wo er sein Liebchen versteckt hat, verdient ja nur „Hundetreu,“ und meisterhaft

* Herr v. Münchhausen war ein Edelmann, der im Kreise Oschersleben in der Provinz Sachsen ein Gut hatte, wenn wir nicht irren, meist in der Nähe von Göttingen lebte und als passionierter Jäger und Lügner bekannt war.

finden wir die halb rührende, halb komische Schlussscene, wo an dem eifersüchtigen und beschränkten, wenn auch sonst braven Marschall, den sein versteckt gehaltenes Liebchen verlassen, die treuen Doggen in die Höhe springen.

Bei Gelegenheit einer kurzen Geschäftsreise nach Quedlinburg sah ich in diesen Tagen auf dem dortigen Rathhause nicht nur den in dem Bürger'schen Gedichte „der Raubgraf“ erwähnten eisernen Käfig, sondern ich erblickte auch aus den Fenstern des Schlosses, wo einst Heinrich der Finkler, später die Gräfin Aurora von Königsmark gewohnt, und wo kürzlich die Wahl eines Deputirten für das deutsche Parlament stattgefunden, die Burg des Raubgrafen, der die Stadt beunruhigte. Diese Burg, welche der Dichter nicht nennt, aber beschreibt und ganz richtig mit dem Königstein in Sachsen vergleicht, ist der Regenstein oder Reinstein. Poetischer als das im Wesentlichen historische Ende des Raubgrafen, welches Bürger erzählt, ist was uns die Sage über seine Geburt meldet. Sein Vater war lange kinderlos und bat daher den Ahnen des Hauses, der in den schaurigtiefen Schloßbrunnen gebannt ist, um Nachkommenschaft. Der Brunnengeist gewährte seine Bitte und bescherte ihm sogar zwei Söhne. Aber beide wurden Raubritter, starben eines gewaltsamen Todes in der Fehde mit dem aufblühenden Bürgerthum, und mit ihnen erlosch das Geschlecht der Harzgrafen vom Regenstein. Der scheinbar reiche Segen des mittelalterlichen Brunnengeistes blieb also unfruchtbar. — „Der Raubritter“ fällt in der Zeit des Entstehens mit den „Weibern von Weinsberg“ zusammen, denen er im Ton verwandt ist.

Auch das Gedicht „der wilde Jäger“ behandelt eine Sage, die sich an ein Schloß des Harzes, und zwar an die durch Kaiser Heinrich IV. und seine Kämpfe mit den Sachsen so berühmt gewordene Harzburg knüpft. Der Ritter Hans von Hadelberg, ein braunschweigischer Jägermeister, wurde 1581 auf dem Ausjageplatze bei der Harzburg von einem starken Eber am Fuße verwundet, was wenige Tage darauf seinen Tod herbeiführte. Zwei Stunden von Harzburg, im

Garten beim Klöppertruge, wo er auf der Reise nach Wolfenbüttel begriffen starb, liegt er begraben. Auf dem Leichensteine sieht man ihn, auf einem Esel reitend, in Begleitung zweier Hunde dargestellt. Sein Helm wird im Klöppertruge aufbewahrt. Hadelberg zieht zur Nachtzeit mit großem Halloh über die Harzwälder dahin, vor ihm her schreiend, als gespenstischer Schuhu, die Turturzel, eine verwünschte Ronne, welche das Keuschheitsgelübde gebrochen. Der Waldmann, welcher zur Nachtzeit die wilde Jagd über sich vornimmt, wirft sich mit dem Gesichte platt auf die Erde. Daß Bürger in der That bei seiner „wilden Jagd“ den Hadelberg vor Augen hatte, ersehen wir deutlich aus dem Auftreten des schwarzen und des weißen Ritters, welche auch die Sage zu ihm schickt, jedoch so, daß sie die beiden Ritter erst unmittelbar vor dem Tode zu ihm treten läßt. Hadelberg hat die Wahl, in das Fegefeuer zu gehen, wozu der rechte Ritter ermahnt, oder, wie der linke rath, als wilder Jäger nach dem Tode fortzuleben, und er wählt das letztere. Da Bürger das Geschick des wilden Jägers nicht von einem Entschlusse in der Sterbestunde, sondern seinen Tod und seine spuckhafte Fortdauer von der Frevelthat abhängig macht, die er uns vorführt und die bei ihm der Mittelpunkt des Ganzen ist, so läßt er eben vor dieser wirksamen Scene die Ritter als schöne, klare und überaus lebendige Allegorien hervorspringen.

Auch die Grafschaft Falkenstein liegt hier in der Nähe, und dahin habe ich im vorigen Jahr einen Ausflug gemacht. Auf Schloß Falkenstein und in dem nahe liegenden Geburtsorte des Dichters wurde 1848 am Sonntage nach Pfingsten sein hundertjähriges Geburtsfest gefeiert, da die Gegend um die Zeit, in welche sein Geburtstag fällt, auf den eingeschneiten Harzwegen den Fremden unzugänglich war. Möchten entfernter wohnende Freunde der Bürgerischen Muse das Wenige, was einer seiner Landsleute, dessen Familie lange das Geburtshaus des Dichters bewohnte, mir Neues über Bürger mitzutheilen mußte, und das hier folgt, freundlich aufnehmen!

(Fortsetzung folgt.)

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o 280.

Donnerstag den 22. November 1849.

There, where a few torn shrubs the place disclose,
The village preacher's modest mansion rose.

Goldsmith.

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

II.

Da es feststeht, daß Bürger in der Sylvesternacht 1747^{7/8} geboren ist, so ist es unerheblich, daß in seinen Biographien der 1. Januar 1748 als sein Geburtsdag angegeben wird, während es nach der von Bürgers Vater selbst ausgehenden Notiz im Kirchenbuche zu Wolmerswende heißen muß: der 31. December 1747. Von seinen Pächten heben wir besonders hervor den Pastor Kurzbach von Pansfelde, den wir später als den Vater von „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ kennen lernen werden. Die Pfarre zu Pansfelde war ohne Zweifel dasjenige benachbarte Predigerhaus, wohin Bürger eine Zeitlang jeden Tag über Feld wandern mußte, um von dem Informator gelegentlich mit unterrichtet zu werden. Bürgers Mutter soll eine Frau von derber Sinnlichkeit und zugleich sehr jänkisch und selbst boshaft gewesen seyn. Mit ihrem Manne soll sie oft in heftigen Wortwechsel gerathen seyn, und das Einzige, dessen man sich in Wolmerswende noch jetzt von der Bürgerschen Familie erinnert, ist folgende, wie es scheint oft von der Mutter des Dichters wiederholte Aeußerung: die Hölle sey mit Pfaffenköpfen gepflastert; nur Eine Stelle sey noch leer, und da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen. Da nun die Lage der beiden Eheleute (die Stelle ertrug 160 Thaler) in der That nicht die beste seyn mochte, so lief sie ihrem Manne oft davon zu ihren Eltern nach Aschersleben. Jener reißte dann kurz darauf dahin und holte sie wieder. Zuletzt redeten

dann wohl seine Freunde und Amtsbrüder in der Gegend dem Vater unseres Gottfried August zu, er möge die Davongelaufene nur ruhig in Aschersleben lassen, da er ohne sie weit glücklicher seyn werde. Allein der gutmüthige, phlegmatische Mann erwiederte ihnen in solchen Fällen: „Was soll ich thun? Da schreibt mir dann der alte Herr Bauer * so artige Briefe, daß ich nicht umhin kann sie am Ende doch wieder zu holen.“ So war also der Dichter, dessen eheliche Verhältnisse später sich so sehr aus dem gewöhnlichen Gleise entfernten, einer Ehe entsprossen, in der ein vorhandener Bruch durch einseitige Opfer zwar noch für die Dauer zugebedt werden konnte, in der es vielleicht selbst an einer gewissen Neigung der immer wieder sich vereinenden Gatten nicht fehlte, in der aber doch ein schönes Familienleben mit seinem moralischen Einflusse auf die Kinderwelt wohl schwerlich Wurzel schlagen konnte.

Im Uebrigen ist nur noch folgender kleine Zug von Bürgers Mutter überliefert. Kurzbachs hatten ein paar schöne, wohlgenährte Pferde, und wenn sie mit diesen zu Bürgers gefahren kamen, so konnte die Frau Pfarrerin von Wolmerswende dieselben bei Begrüßung der Gäste niemals ohne sichtlichcn Reiz betrachten. Wenn sie aber dem Knechte den Hafer zum Füttern herausgeben mußte, so verwandelte sich ihr Gesicht in

* Daß dieser an dem Enkel vergolten hat, was sein Schwiegersohn ihm zu Gefallen that, geht aus dem Gedichte: „Am Grabe meines guten Großvaters Jakob Philipp Bauer“ hervor, worin es heißt:

Was ich bin und was ich habe,
Gab der Mann in diesem Grabe.

das einer Furie und sie konnte ihren Zorn nicht länger zurückhalten, so daß der alte Kurzbach, „der harte und zornige Mann,“ wie es in der Ballade heißt, hierüber entrüstet bei künftigen Besuchen seine Pferde in die Schenke zu schicken drohte. Allein auch hierüber wurde erst von den Geistlichen der Umgegend gemeinsam unterhandelt und beschlossen, daß um der mißgünstigen Madame Bürger willen der herkömmlichen Gastfreundschaft der Predigerfamilien in der Grafschaft Falkenstein nichts vergeben werden dürfe. Kurzbachs Wagen fuhr also nach wie vor, mit Kindern reich beladen, von stattlichen Kossen gezogen, auf Bürgers Hof, und während der kleine Gottfried August mit den kleinen Pfarrerstöchtern von Taubenhain im Garten herumsprang, gab die Mutter desselben nach wie vor schmolend den Hafer heraus. — Noch vor einem halben Jahrhundert soll man von ihr in Molmerswende sich erzählt haben, daß sie bei der Versetzung ihres Mannes nach Westorf bei Aschersleben heimlich den Bäumen im Pfarrgarten einen Schaden angethan, weil sie dem Nachfolger ihres Mannes dieselben nicht gegönnt habe. Diese Charakterzüge stehen mit dem Wenigen, was Althof nach Bürgers eigenen Mittheilungen über die Eltern des Dichters sagt, wenigstens nicht im Widerspruch.

Das Pfarrhaus zu Molmerswende wurde kürzlich nach einer Zeichnung meines Freundes Eduard Uhlenhut lithographirt. Bürgers Biographen sagen, der Dichter habe als Knabe die Einsamkeit der Wälder gesucht; ich muß aber gestehen, daß die umliegenden Wälder bei meinem jetzigen Besuche in Molmerswende das Gefühl der Einsamkeit in mir kaum lebhafter hervorriefen, als die Lage seines Geburtshauses, welches scheinbar wenigstens selbst von den übrigen Häusern des Dörfchens völlig abgeschlossen ist. Selbst wenn man das Haus kennt, bedarf man noch eines Führers, um das Thor zu finden, das am Giebel des Gebäudes hinter der Kirche versteckt liegt. Auf dem Hof wächst jetzt hohes Wiesen gras, welches so oft des Jahres gemäht werden kann, daß es eine Seltenheit ist. Mitten aus dem hohen Grase ragt ein uralter Brunnen hervor. Von Kurzbachs Wagenrädern keine Spur mehr; in den Ställen, in die sein Knecht die Pferde zog, steht eine Ziege. Wie würde die alte Madame Bürger jubeln, wenn sie es sähe! Die Besuche von Pansfelde-Taubenhain dauern fort, aber man kommt zu Fuß mit Weib und Kind. Dem Thorwege gegenüber, am entgegengesetzten Ende des Hofes, Garten und Feld, welches sich an einem kleinen Hügel hinanzieht; die Wohnstube eng und unheimlich, heraus freundlich dagegen im ersten Stock, zur Rechten der Treppe, das niedrige Stübchen, wo der Dichter das Licht der Welt erblickte. Ein tieferes Stillleben

kann man sich nicht denken, als das sich hier vor dem Auge ausbreitet, wenn man von dem Fenster dieses Stübchens auf die grünenden Gärten und Obstbäume hinblickt, welche sich zur Seite der Kirche vor dem Auge ausbreiten. Hierher führte mich der Herr Pfarrer, und die Frau Pfarrerin mit dem ältesten Buben kam uns nach. Dem Fenster gegenüber an der Wand ist die Stelle, wo Bürger geboren wurde; das sagt nicht allein eine im Pfarrhause zu Molmerswende forterbende Tradition ganz bestimmt, sondern es ist auch, wie mir der Herr Pfarrer bewies, durchaus kein anderes Plätzchen für Wöchnerinnen im ganzen Hause. — Wenn hier kein Wochenbett steht, so wird das Zimmer, in dem der Sängler der Lenore geboren wurde, zum Predigtlernen benutzt, vorausgesetzt, daß es nicht im Winter als Obstkammer dienen muß.

(Fortsetzung folgt.)

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o 281.

Freitag den 23. November 1849.

Here come the lovers, full of joy and mirth!
Joy, gentle friends! joy and fresh days of love
Accompany your hearts!

Shakespeare.

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

Von Wolmerswende heißt es in einem später näher zu bezeichnenden Schulprogramme des Dr. Daniel: „Das ist ein Dörfchen in der Affeburg'schen Herrschaft (jetzt Grafschaft) Falkenstein, zum Fürstenthum Halberstadt gehörig, im Mansfelder Gebirgskreise des Merseburger Regierungsbezirks. Die anhaltische Grenze ist wenige tausend Schritte im Süden; zwei Stunden nach Norden liegt das alte Schloß Falkenstein. Die Umgegend hat etwas Einsames und Abgeschiedenes, aber sonst viele Reize. Ein lieblicher Wechsel zwischen Hügel und Niederung, bald Kornfelder, bald kleine Hölzer und Wäldchen; in der Nähe ringsum frische und kräftige Forsten und der tiefe, schattige Grund der Leine, etwas entfernter das Thal der Eise, beides überaus anmuthige Stellen, wenn sie auch nicht in der Route der gewöhnlichen Touristen liegen.“ Uebrigens weiß man in Wolmerswende von dem Dichter nicht viel. Von einem Reisenden, welcher dort nach dem Geburtshause des Dichters Bürger fragte, hörten wir, daß er auf diese Frage in ein schmutziges Bauerngehöft gewiesen wurde, dessen Besitzer ihm auf die Frage: ob dieß das Geburtshaus des Dichters Bürger sey, die überraschende Antwort gab: der bin ich selbst. Er hatte einen Naturdichter vor sich, welcher zu der Verwandtschaft Gottfried August Bürgers gehört und es sehr übel zu nehmen schien, als er hörte, es sey von dem Geburtshause des verstorbenen Dichters Bürger die Rede.

In die Herrschaft Falkenstein hat Bürger später diejenige von seinen Balladen verlegt, die an künstlerischer Vollendung vielleicht am weitesten hinter der Lenore zurückbleibt, wenn gleich Schlegel mit Recht auf verschiedene schöne Stellen in derselben aufmerksam macht, die aber zugleich in demselben Maße, in dem sie sich dem Bänkelsängertone nähert, populärer geworden zu seyn scheint als jene, nämlich „des Pfarrers Tochter von Taubenhain.“ Das Schloß des „Junkers von Falkenstein“ ist herrlich getroffen in der Schilderung des Dichters:

Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenseits des Baches am Hügel,
Blickt stattdlich ein Schloß auf das Dörflein im Thal,
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenster wie brennende Spiegel.

Da man nun in Taubenhain leicht Pansfelde, den Stammort der Bürger'schen Familie, erkannte, da ferner dort unweit des Dorfes auch das Plätzchen, wo kein Gras wächst, und der Unfenteich unter diesem Namen sich findet, so hat man in der dortigen Gegend

vielfach nach der Wahrheit der von Bürger erzählten Begebenheit geforscht; man hat indessen nichts gefunden. Was ich selbst an einem andern Orte schon darüber gesagt habe, ist nach dem hier Folgenden theils zu ergänzen, theils zu berichtigen.

Das von Bürger Erzählte ist der Hauptsache nach geschehen, aber nur in so weit, daß sich annehmen läßt, der Dichter habe durch das Geschehene die Anregung zu seiner Ballade erhalten. Wer in der Begebenheit, wie ich sie zu erzählen habe, die Romantik der Bürger'schen Ballade wiederzufinden hofft, wird sich getäuscht sehen; es ist eine ganz alltägliche Geschichte, die hier nur dadurch Bedeutung erhält, daß sie eine Jugendgepielin des Dichters betraf, zu der er vielleicht die früheste Neigung gefaßt hatte. — Die „Junker von Falkenstein,“ aus dem Geschlechte der Affeburg, stiegen 1761 von ihrem Bergschlosse, in das liebliche Seltenthal hinab und wohnten auf ihrem Gute zu Meisdorf. Der alte Pfarrer Kurbach in Pausfelde, der „harte und zornige Mann,“ war bereits gestorben, die beiden stattlichen Rösse fuhren also bereits nicht mehr in Wolmerswende vor, und von seinen verwaisten Töchtern war die älteste in die bescheidene Stellung einer Wirthschaftsführerin zu Meisdorf eingetreten. Hier wurde sie von einem Affeburg verführt. Schwerlich aber war dieser der feste Junker, wie ihn Bürger in der Ballade beschreibt (vielleicht schwebte ihm bei der Charakterschilderung desselben der letzte adelige Bewohner des Falkenstein vor); der Plebhaber der armen Pfarrerstochter kann vielmehr nur ein früherer Diplomat gewesen seyn, der als russischer Staatsrath von der Kaiserin mit den wichtigsten Geschäften beauftragt war, nämlich Ahas Ferdinand v. d. Affeburg. Ihm war namentlich der Auftrag geworden, unter den deutschen Prinzessinnen die Gemahlin des Großfürsten auszuwählen, und er

hatte zuerst die Aufmerksamkeit auf die württembergische Prinzessin hingelenkt. In dem sehr vertrauten Briefwechsel, den er ihr ethalben von Stuttgart aus mit der Kaiserin führte, zeigte dieser Weltmann sich als einen feinen Kenner weiblichen Charakters und weiblicher Schönheit. In die Herrschaft Falkenstein zurückgekehrt, stand er mit Gleim und Klopstock in Verbindung, welcher letztere bei ihm einen Gesang der Messias dichtete.

Bürger selbst gedenkt einmal in gleichgültiger Weise „Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths v. d. Affeburg.“ * Schwerlich hat dieser, wie der Junker in der Ballade, im Weizenfelde „der Wachtel hellgellenden Schlag“ nachgeahmt. Nicht allein die nächsten Scenen im Garten zu Taubenhain fehlen in der Wirklichkeit, es fehlt nicht allein der Pfarrer, der den Leib der Tochter blutig schlägt, sondern es fehlt sogar der Kindsmord. An einer erschütternden Nachwirkung des Fehlritts der armen Pfarrerstochter fehlt es freilich auch hier nicht, denn ihr Bruder, der vermuthlich mit Bürger zusammen in Halle studirte, nahm sich ihr ethalben das Leben. Rosette (ob sie wirklich so hieß, ist mir unbekannt) starb zu Alschersleben, wo auch Bürgers Mutter seit dem frühen Tode ihres Mannes lebte und wo sie der Dichter ohne Zweifel noch öfter gesehen hat. — Daß in der Grafschaft Falkenstein, und zwar in dem Geburtsorte des Dichters, am 12. April 1779 in Folge eines Kindsmordes eine Hinrichtung stattfand, würde hier auch beiläufig nicht erwähnt werden, wenn nicht das Bürger'sche Gedicht zwei Jahre später entstanden wäre und insofern also wohl mit dem Vorfalle ebenfalls in einiger Verbindung stehen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

* In dem Briefe an Gleim vom 18. Februar 1774.

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o. 282.

Sonnabend den 24. November 1849.

Das treu-gemeine Volk allein begreift,
Und läßt sich im Begriff nicht fñhren;
Ihm ist die Weisheit längst gereift:
Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer hinkt an seiner Glaubensstraße
Zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke.

Goethe.

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

Was den Spud, das „Irregehen,“ betrifft, welches Bürger in seine Ballade verwebte, so glaubt man

in Pansfelde allgemein daran, doch ist nicht zu ermitteln, ob Bürger den Glauben daran schon vorfand, oder ob er erst in Folge seines Gedichtes entstanden ist. Denn obgleich das Volk in Pansfelde seinen Dichternamen nicht kennt, so kennt es doch die Ballade um so besser und schwört auf die volle Wahrheit der in ihr vorgetragenen Begebenheit. Eine Frau zeigte mir zwischen Pansfelde und dem Falkenstein die Stelle, wo das Dorf „Taubenhain“ gelegen habe, und berief sich dabei auf das „Weizensfeld hinter dem Garten“, welches allerdings noch vorhanden ist, wenn gleich der Garten selbst fehlt. In der Mitte des kleinen Pfarrgartens zu Pansfelde aber fehlt die alte Laube nicht, von der Bürger singt:

Da flüßert und köhnt's so ängstlich;
Da raffelt, da flattert und sträubt es sich,
Wie gegen den Falken die Taube, —

und sie hat in der That etwas Unheimliches. — Von der alten Predigerwohnung, wo mir wohl ein halbes Duzend kleiner Pfarrerstöchter lustig im Flur entgegenprang, erzählen selbst der jetzige Geistliche und sein Vorgänger (beide Rationalisten) Dinge, welche an Weinsberg erinnern, jedoch nur in vertrauterer Gesellschaft; denn schon will keine Magd sich mehr in das Pfarrhaus zu „Taubenhain“ vermlethen. Namentlich soll ein Aechzen oft gehört werden, das sich aus der schiefen Lage des Gebälks in der schlecht gebauten Wohnung nicht vollständig erklären läßt. Wie aber die Sage noch jetzt im Volke schöpferisch thätig ist, geht daraus hervor, daß man in der ganzen Gegend weiß, auf der Pfarre zu Pansfelde sey der Geist seit einigen Jahren unruhiger und lauter als je, weil die jetzige Frau Pfarrerin als Adelige geboren und eine Verwandte des „Junkers von Falkenstein“, d. h. der Affeburgschen Familie, sey.

Das Plätzchen, wo kein Gras wächst und das von Thau und Regen nicht naß wird, besteht aus sieben Löchern, welche sich im Rasen befinden, so daß eine Person, wenn sie niederkniet, mit Fußspitzen, Knien, Händen und Kinn diese Löcher berührt. Da soll, sagt man, die Sünderin knieend gebetet haben.

Man sollte meinen, wer dieses Plätzchen erst nach der Bürger'schen Ballade angelegt hätte, hätte es nach derselben ganz dicht an den Unfenteich verlegen müssen; es liegt aber fast eine Viertelstunde davon entfernt am Wege, der nach dem Falkenstein hinaufführt. Auch scheint der Name einer alten Eiche, welche hier ihre Zweige ausbreitet, darauf hinzudeuten, daß diese Stelle seit Jahrhunderten für einen unheimlichen Ort gilt. Jedenfalls kann ich bezeugen, daß das „Plätzchen, wo kein Gras wächst“, am 11. Mai 1848 noch vorhanden war.

Ghe wir die Heimath des Dichters verlassen, lade ich den Leser ein, noch einen Augenblick mit mir vor dem Thore der alten Burg zu ruhen, zu der die verstorbene Pfarrerstochter in der Ballade einst bei stürmischer Nacht emporfloss. Noch nisten die Falken, von denen sie ihren Namen hat, in dem alten Gemäuer. Hier wurde einst der Sachsenspiegel, das erste Rechtsbuch der Deutschen, geschrieben, und der Falkenstein ist die Wartburg unserer Jurisprudenz. — Hier vernehmen wir jetzt, wenn es dunkel geworden ist, das über die Wälder hintönende Rufen der Bauern, welche das Wild von ihren Aedern zu verschrecken suchen, und wir denken daran, daß Bürger hier zuerst das Junkerthum kennen lernte.

Das Vorstehende möge über die Herrschaft Falkenstein und Bürger's Familie genügen. Von Mosmerswende aus besuchte er, den Mittheilungen seiner Biographen zu Folge, die Stadtschule zu Aschersleben und das zum Waisenhause gehörige Pädagogium in Halle. Daß wir ihn dorthin begleiten können, ohne schon Bekanntes zu wiederholen, ist lediglich das Verdienst des Dr. Herm. Adalb. Daniel, welcher aus den Akten des Pädagogiums die reichhaltigsten Notizen über „Bürger auf der Schule“ zusammengestellt und in einem Programme des Pädagogiums niedergelegt hat. Dieses dem Publikum nicht zugängliche und als Manuscript zu betrachtende Programm legen wir mit Daniels Vorwissen dem Nächstfolgenden zu Grunde.

(Fortsetzung folgt.)

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o 283.

Montag den 26. November 1849.

Though it appear a little out of fashion,
There is much care in him.

Shakespeare.

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

III.

Nach der Angabe seiner Biographen wäre Bürger 1760 nach dem Willen seines Großvaters Jakob Philipp Bauer * auf die Stadtschule in Aschersleben, von dort aber 1762 auf das Pädagogium zu Halle gebracht worden. Nach den Akten des Pädagogiums aber ist Bürger schon am 8. September desselben Jahres, wo er auf die Stadtschule zu Aschersleben gekommen seyn soll, in Halle recipirt. Ob demnach sein ganzes Verhältniß zur Stadtschule zu Aschersleben sammt dem komischen Vorfalle, welcher seine Entfernung von dort zur Folge gehabt haben soll, in das Reich der Fabel gehört, oder ob Alles dieses nur in eine noch frühere Zeit fällt, wissen wir nicht. **

Bürgers Aufenthalt auf dem Pädagogium fällt in die letzten drei Jahre des siebenjährigen Krieges. Inspektor war damals Johann Anton Niemeyer (Großonkel des jetzigen Direktors Niemeyer), welcher in den bedrängten Zeiten für die Scholaren große Sorgen hatte, da die nöthigsten Bedürfnisse oft für schweres

Geld nicht zu erhalten waren. Bald muß eine Konferenz ausfallen, weil eine Menge feindlicher Offiziere sich herumführen läßt; bald hat ein brauchbarer Lehrer im Zeichnen plötzlich das Welte gesucht, und man erinnert sich bloß seiner bedenklichen Worte: „daß doch kein besser Leben anjeto als das Soldatenleben sey, indem Niemand Brod als nur diese Leute hätten.“ Sogar der Nachtwächter macht dem Inspektor Sorge, und er hat Folgendes über ihn notirt: „Die Werbung ist stark, und da er lang ist, trauet er sich nicht auf die Straße zu gehen.“ In einer so tumultuarischen Zeit erhielt der Dichter den bedeutendsten Theil seiner Jugendbildung. Der auf der Anstalt herrschende Geist, welcher von Niemeyer ausging, war der der strengen lutherischen Orthodorie, der jedoch hier einigermaßen von dem in der Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts Epoche machenden halle'schen Pietismus befruchtet gewesen zu seyn scheint. Im pietistischen Sinne wurden Lehrer und Schüler von ihm aufs strengste beaufsichtigt. Ueber das Betragen nicht allein der Schüler, sondern auch der Lehrer führte er Buch, und wir lernen durch das, was Dr. Daniel sehr ausführlich aus seinen Notizen über die letzteren mittheilt, zunächst die Lehrer unseres Dichters kennen.

Am 6. December 1762 notirte Niemeyer Folgendes, was hier Platz finden möge, nicht allein weil es für den damaligen Zustand der Anstalt überhaupt, sondern noch mehr, weil es für Bürgers Lieblingslehrer leiſte, dem er selbst, nach Althofs Biographie, den größten Einfluß auf sich zuschrieb und dessen Natur jedenfalls für ihn etwas Anziehendes haben mußte, höchst charakteristisch ist. „Zu meinem großen Kummer,“ so berichtet Niemeyer, „traf ich neulich Einige (Schüler)

* Er wird in den Akten des Pädagogiums meist „Hospitalprovisor,“ von seinem Schwiegersohn im Kirchenbuche zu Wolmerswende aber „Hofherr bei dem Hospital zu St. Elisabeth in Aschersleben“ genannt.

** Bürgers Alter wird in der Receptionsliste des Pädagogiums auf dreizehn Jahre angegeben, was ganz mit der Angabe des Kirchenbuches zu Wolmerswende stimmt, nach welchem nicht 1748, sondern 1747 als das Geburtsjahr des Dichters zu nennen ist.

auf Herrn Leistes Hinterstube im Spiele an. Es war ein kleines Damenbrett, das man in die Tasche stecken konnte. Herr Leiste war auf der Vorderstube. Ich schalt und nahm das Ding weg; Herr Leiste kam dazu und hörte meine Rede stillschweigend an. Ich ging mit ihm bei Seite und er sagte, daß er versichern könnte, daß sie nicht um Geld gespielt, noch einige Unordnung dabei angefangen; das Damenspiel sey ein unschuldiges Spiel, er habe es sonst mit Nutzen gespielt und im Kloster u. l. Frauen zu Magdeburg, wo er gewesen, sey es auch erlaubt gewesen; daher, weil er gar nichts Böses darin gefunden, habe er hier wohl einigemal selbst mitgespielt u. s. w. Hierüber erschrak ich nun nicht wenig, zumal meine Verweise ihn auf diese Weise vor den Scholaren mitbetroffen hatten. Ich redete darüber weiter mit ihm, sagte kürzlich meine Meinung, die er auch endlich begriff, aber doch Vieles vorbrachte, was mit Herr R. Müllers Gedanken in der Mosheimischen Moral übereinzukommen schien. — Vor einiger Zeit nahm ich dem Herrn Grafen Solms auch ein anderes Spielzeug weg. Es scheint, als ob unter unsern praeceptoribus mehrere wären, die noch ein samaritanisch Christenthum in der Theorie sogar haben. Und wer weiß, ob nicht in Zukunft noch mehr dergleichen kommen werden."

Im Ganzen haben siebzehn verschiedene praeceptores ordinarii längere oder kürzere Zeit auf dem Pädagogio an Bürger gearbeitet. Außer seinem Lieblingslehrer Leiste, dem Niemeyer ein andermal geradezu vorwirft, daß er „noch gewaltig leicht, ungesetzt und unordentlich" sey, führen wir hier noch den Senior Collegii J. F. H. Leo an, von dem der Inspektor unter Anderem sagt: „Ehe man's denkt, verfällt er in traurige Gedanken und viele Bekümmernissen. Wenn aber der Körper nicht drückt, so ist er sehr aufgeklärt;" ferner A. F. Martini („Herr Martini bleibt bei dem Alten"); J. A. Schmidt; J. A. Niemann („einer unserer besten Praeceptorum. Seine Studia sind nicht so stark als seine Treue"); B. A. Petri („ein brauchlicher College") und Christoph Christian Sturm aus Augsburg („einen Anfang der Furcht Gottes scheint er zu haben, Studia hat er fleißig getrieben. Das donum didacticum ist nicht ungeschickt, Sitten sind wohlständig, das regimen, hofft man, wird sich auch finden").

Während des ersten Semesters nach Bürgers Reception waren die Scholaren von Hopfgarten und von Wagenschütz seine nächsten Stubengenossen in dem Institute. Beide kommen in Niemeyers Charakteristik übel weg. „v. Hopfgarten," schreibt er, „ist sehr schwach und macht sich aus dem Wege zur Seligkeit eine Dornhecke." „v. Wagenschütz ist ein einziger Sohn,

der ein ungeheures Vermögen hat und noch mehr erwerben soll; ist schrecklich geizig." Von Michaelis 1761 bis Ostern 1762 wohnte Bürger unter Andern mit dem nachmaligen Regierungsrath v. Wangerow zusammen („hat ein schönes Gemüth, ist gottesfürchtig und sehr fleißig"); ferner mit Rudolphi und mit Behnsdorf aus Schwedt, — „der lieberlichste Knabe unter allen, die bei uns sind," sagt Niemeyer. Im Ganzen hat Bürger mit etwa hundert Jünglingen und Knaben längere oder kürzere Zeit auf dem Pädagogium zusammengelebt. An berühmten Namen kommen darunter besonders vor: der Theologe Knapp, der Kanzler Niemeyer und der Dichter Leopold Friedrich v. Gödingk.

(Fortsetzung folgt.)

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o 284.

Dienstag den 27. November 1849.

Auf die vielfachste Weise hat sich ein in seiner Allgemeinheit den Gelehrten unbekanntes Wesen an die Stelle ihrer Gottheiten, Geister und Riesen eingebracht, und eine Menge ähnlicher oder widersprechender Eigenschaften in sich vereinigt.

J. Grimm.

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

Das äußere Wohlbefinden Bürgers war während seines Aufenthaltes auf dem Pädagogium kein ungestörtes und die für diese Behauptung vorkommenden Notizen sind für die Geschichte seiner letzten Lebensjahre und seiner letzten Krankheit nicht ohne Wichtigkeit. Im Sommer 1761 litt er an Blutausswurf, im Januar 1762 am rothen Friesel. Ueberhaupt aber muß seine ganze Erscheinung etwas Unansehnliches gehabt haben, bemerkt Dr. Daniel; wenigstens haftet ihm in

Niemeyers Munde das Prädikat „des Kleinen“ fast mit derselben Fähigkeit an, wie jenem Töffel im Dorf, das an die Mulde stieß. Der kleine Bürger ist krank — dem kleinen Bürger sind vier Thaler gestohlen; noch bei seinem Abgange, als fast sechzehnjähriger Primaner, heißt er unabänderlich „der kleine.“

Nach den Erzählungen seiner Biographen aber wuchs Bürger nicht bloß langsam am Leibe, sondern auch an der Seele. Bis zum zehnten Jahre soll er wenig mehr als deutsch lesen und schreiben gelernt, im Lateinischen aber sehr langsame Fortschritte gemacht haben. Dabei habe aber Bürger selbst immer versichert, daß überhaupt nichts, was er in seinem späteren Leben erlernt, ihm die geringste Mühe und Anstrengung gekostet habe. Der Zuwachs an Kenntnissen durch seine Lehrer oder durch Bücher sey sehr unbedeutend gewesen, da es ihm in den Lehrstunden an Aufmerksamkeit und außer denselben an Geduld gefehlt habe, irgend eine Schrift durchzulesen. Oft wundere er sich, wenn er einen Blick in die Vorrathskammer seiner Kenntnisse hinein thue, wie und woher der Plunder alle hineingekommen sey. Das Meiste sey ihm hie und da wie von selbst angefliegen. — Diese Berichte aus dem Knabenalter scheinen Dr. Daniel sehr übertrieben, die Worte des Dichters, obwohl immer etwas Wahres darin liegen mag, nicht frei von Ruhmredigkeit und einer gewissen burschikosen Renommisterei. Die Vortrefflichkeit seiner Anlagen wurde alsbald erkannt, und wäre über Mangel an Fleiß zu klagen gewesen, so würden sich ganz gewiß darüber eben so gut Mittheilungen in den Akten des Pädagogiums vorfinden, als über die Trägheit anderer Scholaren. Bedürfte es aber noch weiterer Zeugnisse dafür, daß Bürger ein tüchtiger, fähiger Knabe gewesen, so würde nach Daniels Meinung schon das öftere Auftreten bei den sogenannten Actus davon

Kunde geben, daß man ihn unter die begabteren Schüler rechnete, mit denen man sich schon sehen lassen konnte.

Bereits am 29. Januar 1761 hat der später selbst so arg verschrieene Dichter »contra eos, qui contumeliose maledicunt« eine deutsche Rede bei einer Schulfestlichkeit gehalten. Zum 24. Juli 1761 prangt auf dem *Conspectus* ein *Carmen latinum*: »non titulos, sed merita esse aestimanda,« — und damit verteidigte der kleine Bürger einen Grundsatz, von dessen Wahrheit die Lebensphilosophie des spätern Epigrammatisten und politischen Dichters aufs Tiefste durchdrungen war. — „Es war damals die Zeit, in der Goethe und seine Schwester hinter dem Ofen Satans und Hdramelechs Gespräche zu des Vaters Schreden recitirten, und auch bei den Reden, Oden u. s. w., welche bei den öffentlichen Redeübungen der Schule? etwa seit 1751 gehalten wurden, machte sich der Einfluß des Klopstock'schen Messias auf die Gemüther merkbar geltend, so daß Niemeyer, dem die Orthodoxie des Messias verdächtig seyn mochte und der daher diese Rücksichtnahme auf das gefeierte Epos gar nicht gern sah, einmal zu einer Schulfestlichkeit bemerkte: „Unser Actus vom 2. Februar 1764 war artiger und weniger Klopstockisch als seit vielen Jahren.“ Auf dem den 1. und 2. April 1762 gehaltenen Actus opferte auch Bürger, welcher später einmal dadurch, daß er in einer Versammlung des Göttinger Dichterbundes auf Wielands Wohl zu trinken wagte, einen Sturm des Unwillens heraufbeschwor, der allgemeinen Klopstockbegeisterung, indem er mit dem Scholaren v. Schmiedeberg »concilium patrum et angelorum in monte Golgatha« schilderte. Auch half er ein großes Jubel- und Freudenfest des folgenden Jahres mit verherrlichen.

(Fortsetzung folgt.)

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o. 285.

Mittwoch den 28. November 1849.

— Mens divini^{or}, atque os
Magna sonaturum.

Horat:

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

Am 18. April feierte das Pädagogium den Hubertsburger Frieden, am 19. das fünfzigjährige Bestehen des Instituts, am 20. den gewöhnlichen Entlassungsakt durch Reden und Gedichte und allerhand gelehrten Schulprunk. Zum Schluß sangen die Waisenkinder am Altar das Te Deum laudamus, in welches die auf dem Vorderhofe versammelten Lehrer, Schüler und sonstige Hausgenossen einstimmten. „Es war ein rührender Anblick,“ sagt Niemeyer in seinem Festprogramme, „die sämtlichen Scholaren, groß und klein, wie eine Reihe lebendiger Bäume, den Herren Himmels und der Erde, wo vor etlichen fünfzig Jahren Bäume und Weinstöcke in schönen Reihen standen, loben und danken zu sehen. Wer es sahe, mußte wünschen, daß ein Jeder von ihnen zu einem süßen Weinstocke (Jeremias 2, 21) und zu einem ganz rechtschaffenen Samen gepflanzt seyn und sie Alle Bäume der Gerechtigkeit seyn und bleiben möchten.“ Unter diesen Scholaren befand sich auch der „kleine Bürger,“ welcher am ersten Tage dieses seltenen Festes in einer deutschen Ode dem Himmel für den herrlichen Frieden dankte und Wünsche aussprach für das Wohl des großen Königs, welchem wir ihn noch in dem ersten der unten mitzutheilenden, bisher ungedruckten Altienstücke mit ungeschwächter Begeisterung nahen sehen.

Auch hat Bürger wohl die Rückkehr des damals in Halle stationirten Bernburgischen Regiments aus dem siebenjährigen Kriege mit angesehen, und so können

wir dreist annehmen, daß er in diesen Tagen die Eindrücke empfing, welche seiner „Lenore“ den welt-historischen deutschen Hintergrund gaben, und aus denen die bei den veränderlichen Geschicken der Völker, bei dem Wechsel von Krieg und Frieden, gewiß noch immerfort in manchem deutschen Ohre wiederklingende herrliche Strophe hervorging:

Der König und die Kaiserin,
Des langen Habers müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reifern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Zum letztenmal ist Bürger kurz vor seinem Abgange bei dem am 29. und 30. September 1763 gehaltenen Examen aufgetreten und hat, abermals klopfstockförmig, „Christum in Gethsemane“ in einer deutschen Ode besungen.

Ueber Bürgers sittliche Führung auf dem Pädagogium findet sich bei seinen Biographen nach dem Vorgange Althofs die Bemerkung, er habe sich zuweilen muthwillige Streiche zu schulden kommen lassen, welche ihm kleine Züchtigungen zugezogen; doch sey dabei nie eine Spur von Bosheit und Schadenfreude zu entdecken gewesen. Daniel fand noch auf dem Pädagogium die Tradition vor, Bürger habe einmal auf dem Carcer gefessen und sein Name finde sich noch dort von seiner Hand angeschrieben, worüber sich jedoch jetzt nichts mehr ermitteln läßt. Uebrigens findet sich in den Schulakten nirgends eines von Bürger

begangenen Excesses gedacht; wohl aber findet sich daselbst ein interessantes Urtheil von Niemeyer, welches, bereits ein Jahr nach seiner Reception ausgesprochen, von der Seelenkunde des alten Pädagogen in der That kein übles Zeugniß ablegt und folgendermaßen lautet: „Bürger, des alten Herrn Provissors Bauers in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemeine Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz.“ — Von des kleinen Bürgers Stolz ist indeß später nicht mehr die Rede. Am 5. September 1763 notirte der alte Niemeyer Folgendes über den Dichter: „Bürger, des alten Hospitalprovissors Bauers aus Aschersleben Enkel, bekam einen Brief, wie ich auch, von seinem Großvater, daß er auf Michaeli weggehen sollte. Es ist ein alter, eigensinniger Mann. Der kleine Enkel sitzt in Prima ein halb Jahr und ist ungefähr fünfzehn Jahre alt. Er weinte und bat, ich möchte doch seine Stelle noch nicht vergeben; er wolle beim Großvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abge schlagen.“

Nach einstimmigen Berichten der Biographen hat Bürger erst im Jahr 1764 die Universität Halle bezogen. „Ist diese Angabe,“ sagt Dr. Daniel, „eben so unrichtig als die oben angeführte (von seiner Aufnahme auf dem Pädagogium), oder hat der vom Pädagogium Abgegangene ein halbes Jahr wieder in Aschersleben oder an einem andern Orte zugebracht? Wir geben diese Frage weiterem Bedenken anheim.“

Fast noch dürftiger als Bürgers Aufenthalt im väterlichen Hause und auf der Schule ist von seinen Biographen die Zeit bedacht, wo er (von 1764 oder gar von 1763 bis 1768) in Halle Theologie studirte. So bleibt es uns für die Zukunft vorbehalten, die Resultate weiterer gelegentlicher Nachforschungen über den Dichter im günstigen Falle später mitzutheilen.

Auch die erste Zeit von Bürgers Aufenthalt in Göttingen ist noch in einiges Dunkel gehüllt. Erst seit er gewissermaßen als der verlorene Sohn des Göttinger Dichterbundes erscheint, wird sein Leben für uns etwas lichter. Als solcher aber erscheint er noch, während er im Winter 1773 als Justizamtmann bei Göttingen die Lenore dichtet. Im Jahr 1774 sehen wir ihn mit der ältesten Tochter des Beamten Leonhart sich verheirathen und mit ihr ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Bauernhaus beziehen. 1778 übernimmt er zu seinem Justizamte noch die Herausgabe des Göttingischen Musenalmanachs und 1780 sogar eine Gutspachtung, so daß wir ihn zu gleicher Zeit auf Beiträge von den Halberstädtern und auf Regen für seine Felder warten sehen. Allmählig aber wird auch das Verhältniß zu seinem Gutschen (Molly) ernsthafter. Wann diese Bande enger gezogen wurden,

können wir nur aus den Jahreszahlen seiner Gedichte vermuthen.*

(Fortsetzung folgt.)

* Nur bis zum December 1774 dauert in den Bürgerschen Liebesliedern der herrliche, kräftige Ton fort, der um die Zeit seiner ersten Hochzeit die Wieland-Klopische Frivolität verdrängt und allerdings in etwas verdächtiger Allgemeinheit Glück und Befriedigung ausspricht. — „Ständchen,“ und vielleicht schon „Trautel“ bilden den Uebergang zu der spätern Periode heißer Leidenschaft und tiefer Liebeschwerenuth. Wunderbar ergreift uns bereits „Schön Suschen“ (Februar 1776). Daß „das Mädel das ich meine“ das blonde Gutschen ist, unterliegt gar keinem Zweifel mehr. Dann zwei Klagelieder, in deren Einem der Sänger von einer Vereinigung im Himmel träumt. Hierauf aber sogleich (ebenfalls noch 1776) die „Elegie, als Molly sich losreißen wollte.“

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o 286.

Donnerstag den 29. November 1849.

Seh' er auch verb, doch ist er wunderflug;
Treibt er's auch toll, er ist ein Ehrenmann.
Shakespeare.

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

In dieser Periode seines Lebens, umgeben von zwei Schwestern, für welche ihm die Sorge oblag, und von denen er die Eine wie eine duldbende Heilige verehrte, die andere aber als seine Molly feierte, richtete Bürger 1782 (nicht, wie die Biographen sämtlich sagen, 1778) eine Bittschrift an Friedrich II., ein Schritt, dessen Althof erwähnt, mit dem Bedauern, daß sich in Bürgers Nachlasse nichts darüber gefunden. Ich bin nun nicht allein in den Stand gesetzt, den Brief, welchen Bürger an den König gerichtet, sondern auch das abschlägliche Schreiben des damaligen Oberprokurators Freiherrn v. Zedlitz, welches dieser auf die befallige Anfrage des Staatskanzlers v. Carmer, der dem Dichter eine Professur zu verschaffen wünschte, an letzteren erließ, so wie endlich das Schreiben, welches v. Carmer darauf an Bürger richtete, jetzt der Öffentlichkeit zu übergeben, und lasse die drei Schreiben daher hier folgen.

A. Bürger an Friedrich II.

Allergnädigster Monarch!

Ew. Majestät erhebt das über alle Könige, das kein Ceremoniell den Menschen vor Menschen hinter dem Monarchen verbirgt. Friedrich, der vortrefflichste der Menschen, tilgt meine Schüchternheit vor dem erhabenen Preussischen Monarchen.

Ich bin Ew. Majestät geborner Unterthan aus dem Halberstädtischen, wo ich auch noch einige ererbte Grundstücke besitze. Mein Schicksal hat mich schon vor zehn Jahren, als einen noch sehr jungen Studenten, hieher in das Hannoversche verschlagen, wo ich seitdem ein Justizamt auf dem Lande verwalte. Allein noch konnte die Zeit meinen Wunsch nicht unterdrücken, in irgend eins der glücklichen Länder unter Ew. Majestät Scepter zurückzukehren und dem besten der Könige zu dienen. Ja er ist so lebhaft, so unruhig, daß er mich jetzt geradeß Wegs vor Höchstdero Thron reißt, um das Anerbieten fleißiger und getreuer Dienste, soviel deren ich fähig bin, in demütiger Erwartung alhier niederzulegen.

Ich fühle mich zu jedem Amte, das mit Jurisprudenz, bon sens und allgemeiner Abreffe verwaltet werden kann, tüchtig. Daß unser Vaterland mich als Dichter kennt und, wie es scheint, liebt und schätzt, kommt wohl hier nicht mit in Anschlag. Vielleicht aber mehr Dieses, daß ich mich einiger älteren und neueren Sprachen, der Philosophie des Guten und Schönen und der edleren Geschichte beflissen habe. Wie glücklich, wenn mir Muße und Gelegenheit würde, in dieser letzten Sphäre etwas gutes zu wirken!

Was ich hier von mir selbst sagen mußte, kann keinen Verdacht eines unbefonnenen Selbstlobes erwecken. Denn selbst dem edleren Genius sinken die Flügel vor dem Blicke des großen scharfsichtigen Beurtheilers, dem ich mich darzustellen wage.

Man fällt vor Friedrichs Thron nicht, wie ein asiatischer Sclav, auf das Antlitz zur Erde. Es opfert aber das Herz desto freiwilliger und ungeheuchelter den höchsten und besten Zoll, dessen es fähig ist. Daher ersterbe ich voll höchster Bewunderung für den großen, und liebevollster Verehrung für den guten König

Euer Majestät

allerunterthänigster

Gottfried August Bürger.

Altengleichen ohnweit Göttingen, den 29. Juli 1782.

S. v. Zedlitz an v. Carmer.

Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoversche Justiz-Amtmann Bürger durch seine von Zeit zu Zeit herausgegebenen übersetzten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntniß der Alten bewiesen und auch als Dichter sich bekanntlich Ruhm erworben hat, so ist er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Geniewesen sich auszeichnenden Schöngelister ist, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Ueberhaupt ist an Leuten, die die alten Sprachen verstehen, eben kein Mangel, und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Departement nicht versorgen, welches Ew. Excellenz unter Zurücksendung der mir communicirten Originaleingabe ganz dienstlich zu erwiedern die Ehre habe.

Berlin den 15. November 1782.

Zedlitz.

An des Königl. Groß-Kanzlers, auch wirklichen Geheimen Staats- und Justiz-Ministers Herrn v. Carmer Excellenz.

(Schluß folgt.)

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Leser.

N^o 287.

Freitag den 30. November 1849.

Debita sparges lacryma favillam
Vatis amici.

Horat:

Gottfried August Bürger.

(Schluß.)

L. v. Carmer an Bürger.

Berlin den 10. November 1782.

An Herrn Justizamtmanu Bürger zu Altengleichen bei Göttingen.

Hochedelgeborener, Hochgelehrter,

Insondero hochgeschätzter Herr Justizamtmanu!

Sobald Ew. Hochedelgeborenen letzteres Schreiben, worin Sie mir Ihre Wünsche und Absichten wegen einer in hiesigen Landen zu übernehmenden Bedienung näher eröffnen, eingegangen war, habe ich auf Mittel gedacht, Ihnen die Erfüllung dieser Wünsche zu verschaffen. Da bei Ihrer Anstellung in meinem Departement sich die Schwierigkeit findet, daß nach unsern neuern Gesetzen jeder, der eine Justizbedienung erhalten will, zuvor bei einem Landes-Justiz-Kollegio als Referendarius gestanden, sich daselbst in den verschiedenen Geschäften des richterlichen Amtes geübt haben und hiernächst einer genauen Prüfung in den theoretischen und praktischen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit unterwerfen muß, so hielt ich es für rathsam, erst einen Versuch zu machen, ob Ihnen nicht eine akademische Stelle verschafft werden könnte, da bei dieser vergleichenen Schwierigkeit nicht vorwaltet und ich überzeugt bin, daß Sie in einem solchen Posten nicht nur Ihrem Lieblingsfache mehr Zeit als in jedem andern würden widmen, sondern auch den ausgebreitetsten Nutzen stiften können. Allein mein beßfalls bei dem Ober-Curatorio der Universität gemachter Versuch ist wider alles mein Erwarten frucht-

los gewesen. Da ich nun nicht fordern kann, daß ein Mann von Ihren Jahren, Charakter und in der gelehrten Welt erworbenem Ruhme sich erst jene stufenweisen Uebungen, gleich einem jungen Schüler der Themis unterwerfen solle, so bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als eine Gelegenheit abzuwarten, wo ich Sie zu einer Bedienung rufen kann, bei der das Gesetz jene Erfordernisse nicht so unbedingt als absolut nothwendig vorschreibt. — Dergleichen Bedienungen sind in meinem Departement wenig, ich kann also auch keine Zeit bestimmen, wenn es mir möglich seyn wird, Ihren und zugleich meinen Wunsch auf solche Art zu befriedigen. Dessen aber können Sie sehr gewiß seyn, daß ich Alles anwenden werde, den hiesigen Landen einen Mitbürger wieder zu verschaffen, der ihnen so viel Ehre macht, und dadurch der Welt zu zeigen, daß man auch bei uns die Verdienste des wahren Gelehrten eben so gut zu schätzen weiß, als des Soldaten und des Finanziers.

In diesen Gesinnungen bin ich mit vollkommener Hochachtung ic.

(gez.) v. Carmer.

Wie wunderbar charakteristisch sind namentlich die beiden ersten von diesen drei Schreiben! Wie klar und rein durchströmt der Alpenquell der Begeisterung für die Größe Friedrichs II. die Bittschrift des „Churhannoverschen Justizamtmanues“, um mit dem zweiten Aktenstücke zu reden, welches wir in seiner Art classisch zu nennen wagen.

Schritte, in Preußen ein juristisches Amt zu erhalten, sind später von Bürger nicht geschehen. Es scheint, er war der Gerechtigkeit seines Jahrhunderts müde; denn obgleich er von der durch seine

Gutsherrschaft gegen ihn gerichteten Anklage: er habe die Kirchensachen in Unordnung gebracht, fertige die Lehnbriefe nicht gehörig aus u. s. w., freigesprochen wurde, legte er doch bekanntlich sein Amt zu Altengleichen * nieder. Seine neue Stellung als akademischer Lehrer zu Göttingen hat er vielleicht in wissenschaftlicher Hinsicht nicht ganz klar, gewiß aber seines deutschen Dichterruhmes nicht unwürdig vom höhern nationalen Standpunkte aus aufgefaßt. Der Sänger der Lenore hat, wie wir aus einem Briefe ersehen, „die Kant'sche Philosophie in Schutz genommen.“ — Kurze Zeit sehen wir ihn in Göttingen mit seiner „süßen Anvermählten“ Molly vereinigt. Bald folgt diese der Schwester in's Grab, und nach einiger Zeit knüpft sich durch das ohne Wissen der Verfasserin in einer Stuttgarter Wochenschrift gedruckte Gedicht des bekannten Schwabenmädchens jenes letzte wunderliche Verhältniß an. Heißersehnt langt endlich ihr Bild in Göttingen an, hastig wird es eröffnet, aber Angst und Schrecken ergreifen den Dichter, als er das Bild einer schönen Brünette erblickt. Er wirft es unter den Tisch und eilt in's Freie. Hier kommt er an ein gelbes Weizenfeld. Da fällt es mit Centnerlast ihm auf's Herz: Molly war blond! und jede Aehre ruft ihm zu: fliehe die Brünette! Später gewöhnt er sich doch an das Bild und holt sein Schwabenmädchen von Stuttgart ab. Einige Flitterwochen bleiben nicht aus, aber sein Untergang folgt ihnen auf dem Fuße.

Und hier scheiden wir von Bürger. Möchten diese Zeilen dazu dienen, in einigen Herzen sein Gedächtniß aufzufrischen. Ja, erinnert euch, deutsche Landeleute, einen Augenblick mit erneuter Liebe an Gottfried August Bürger, weil die Zeit der Ablösung des Jagdrecht, die Zeit der Aufhebung der Frohnden und Lasten, weil diese Zeit die rechte Zeit ist, um wieder einmal des „Churhannöverschen Justizbeamten“ zu gedenken, der im vorigen Jahrhundert durch seine volksthümliche Poesie den Bauernstand vor dem Junkerthume in Schutz nahm, der selbst den Fürsten kühne Worte zurief und zu dessen letzten Poesien ein Epigramm gehört, in dem er sagt, daß er es müde sey, unter der Censur zu schreiben.

H. Bröhle.

* Altengleichen war der Hauptort und der Name des Gerichtsamtes, welches Bürger verwaltete. Deshalb ist wohl auch der Brief an Friedrich den Großen von dort datirt, obgleich er 1782 zu Appenrode wohnte und überhaupt niemals in Altengleichen selbst gewohnt zu haben scheint.